



Im Kosakenkostüm mit echtem Ochsenziemer: Selbsternannte Sittenwächter, hier im Einsatz gegen Mitglieder von Pussy Riot, werden von der Obrigkeit geschützt. Foto Picture Alliance

Politische Macht beruht auf dem zumindest billigenden Einverständnis der Bürger, beherrscht zu werden. Dieser stillschweigende Gesellschaftsvertrag ist allerdings – wie der berühmte Lunch – nicht kostenlos zu haben. In der Ära Putin, die bereits siebzehn Jahre dauert, hat der Kreml verschiedene Machtressourcen angezapft: Zunächst profitierte die Regierung vom wirtschaftlichen Aufschwung, der sich allerdings nicht so sehr einer effizienten Modernisierungspolitik verdankte, sondern dem märchenhaften Anstieg des Ölpreises. Nach der globalen Finanzkrise kam das Versprechen politischer Stabilität, das zwar die zunehmenden Defizite überdeckte, aber mit den Massendemonstrationen des Winters 2011/2012 in Frage gestellt wurde. Mit der Annexion der Krim schossen die Zustimmungswerte des Präsidenten erneut in die Höhe, der Kreml stützte sich auf einen medial angestachelten Hurratriotismus. Allerdings erschöpften sich diese Machtressourcen mit der Zeit. Deshalb lässt sich in Russland seit einigen Monaten der Wechsel zu einer weiteren Strategie der Herrschaftssicherung beobachten: Eine schleichende Angst greift um sich – sowohl in der russischen Gesellschaft selbst als auch in der Staatengemeinschaft.

Zwei neue lesenswerte Bücher dokumentieren diesen Prozess, der nicht nur die russische Zivilgesellschaft lähmt, sondern auch die russische Staatsführung in eine fast komplette Isolation geführt hat. Thomas Franke und Manfred Quiring kennen Russland wie ihre Westentasche, beide waren lange Jahre als Korrespondenten in Moskau tätig. Sie beschreiben die russische Kultur mit einer deutlich spürbaren Liebe zu Land und Leuten. Allerdings fällt ihr Urteil über die gegenwärtige Situation sehr kritisch aus.

Franke erblickt die größte Bedrohung für die russische Gesellschaft in jenem diffusen Gefühl, das er mit dem Reimport eines deutschen Fremdworts im Englischen als „Russian Angst“ bezeichnet. Die russischen Bürger fürchten die Gefahren einer unsicheren Zukunft seit dem Ende der Sowjetunion: Die kommunistische Zukunft hatte sich in Nichts aufgelöst, an ihre Stelle war der nackte Überlebenskampf getreten. Wechsel bedeutete aus

Mit Angst lässt sich politisch arbeiten

Ideologie ist ganz gut, aber das Gefühl von Unsicherheit noch besser: Thomas Franke und Manfred Quiring beschreiben jüngste Entwicklungen im Russland Wladimir Putins.

der Sicht des einfachen Bürgers immer nur eine Verschlechterung der eigenen Lebensumstände. Diese beklemmende Grundstimmung wird seit jeher von den Polittechnologen des Kremls für die Herrschaftssicherung genutzt. Sowohl Jelzin als auch Putin wurden den Wählern als „alternativlos“ präsentiert. Man zeichnete Schreckensszenarien, die von einem Rückfall in den Stalinismus bis zur Machtergreifung von Rechtsradikalen reichten. Medienschaffende, die ihre Stimme warnend erhoben, wurden eingeschüchert.

Franke gibt einen Einblick in die Dynamik der Protestbewegung des Winters 2011/2012. An einzelnen Biographien zeichnet er nach, wie die Anwendung von Polizeigewalt einfache Demonstranten in engagierte Aktivisten verwandelte. Umgekehrt dokumentiert er, mit welchen Mitteln der Kreml eigene Loyalitätskundgebungen organisiert. Er kritisiert die selbsternannten Sittenpolizisten, die in Kosakenkostümen „amerikanische Propaganda“ oder die „Verbreitung von Homosexualität“ bekämpfen wollen, und dokumentiert die fragwürdigen Aktionen der „Nationalen Befreiungsbewegung“ des linientreuen Duma-Abgeordneten Jewgeni Fjodorow. Als Speerspitze dieser Bewegung agiert die attraktive Einpeitscherin Maria Katassonowa, die sich immer wieder für die nationale Wiedergeburt Russlands in Szene setzt.

Während Franke einen desillusionierten Bericht zur aktuellen Lage der Nati-

on gibt, holt Manfred Quiring historisch weiter aus. Er verfolgt Putins Aufstieg vom bescheidenen Posten eines KGB-Spions in Dresden über die Kaderstelle als Mitarbeiter des Petersburgers Bürgermeisters Anatoli Sobtschak bis zu seiner überraschenden Platzierung in höchste politische Ämter der russischen Föderation. Dabei unterstreicht Quiring die Konstanz von Putins nationalkonservativen Ansichten. Bereits 1994 hatte Putin auf einer Diskussionsveranstaltung in Deutschland darauf hingewiesen, dass nach dem Zerfall der Sowjetunion 25 Millionen Russen im Ausland leben und Russland es sich nicht leisten könne, diese Menschen einfach ihrem Schicksal zu überlassen. Im selben Jahr verließ Putin aus Protest einen Vortrag des estnischen Präsidenten, der die Sowjetarmee als „Besatzter“ bezeichnet hatte. Die Schallmeinklänge von Putins berühmter Rede im Deutschen Bundestag 2001 seien, so Quiring, vor allem auf den Input von Horst Telschik zurückzuführen. Als Präsident habe Putin auch schnell dafür gesorgt, dass anhängige Gerichtsverfahren aus seiner Petersburger Zeit zu den Akten gelegt wurden.

Aber nicht nur die persönliche Biographie des Kremlchefs wird streng kontrolliert. Dasselbe gilt für die Vergangenheit des ganzen Landes. Quiring widmet der russischen Geschichtspolitik ein eigenes Kapitel. Die Voraussetzungen für eine patriotische Geschichtsschreibung sind in

Russland denkbar gut. In einer Umfrage aus dem Jahr 2014 wussten nur gerade 19 Prozent vom sowjetischen Überfall auf Polen im Jahr 1939, und 53 Prozent waren davon überzeugt, dass die Sowjetunion die baltischen Staaten im Jahr 1940 nicht okkupiert habe.

Quiring beschließt sein Buch mit einem Überblick über die Verbindungen des Kremls zu nationalistischen Parteien und separatistischen Gruppierungen in Europa. Schlüsselfiguren sind dabei der ultranationalistische Vizeregierungschef Dmitri Rogosin und der Milliardär Konstantin Malofejew, der aus seinen streng orthodoxen und monarchistischen Ansichten kein Hehl macht. Unterstützt werden der Front National, Jobbik, Ukip, AfD und die FPÖ, die kürzlich sogar einen Kooperationsvertrag mit der Regierungspartei „Einiges Russland“ abgeschlossen hat. Die „Antiglobalistische Bewegung“ ist eine vom Kreml geförderte russische NGO, die Konferenzen mit separatistischen Aktivisten aus Nordirland, Schottland, dem Baskenland, Katalonien und Norditalien durchführt. Natürlich werden solche Abspaltungstendenzen nur im Ausland gestärkt. Quiring weist darauf hin, dass eine Bürgerrechtsaktivistin aus Krasnodar, die einen Marsch zur Föderalisierung des Kubangebiets organisiert hatte, wegen „Extremismus“ und „Separatismus“ zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Der Kreml kümmert sich kaum um ideologische Kohärenz, wichtig ist der Ausbau der eigenen Machtposition.

ULRICH SCHMID



Thomas Franke:
„Russian Angst“. Einblicke in die postsowjetische Seele.

Edition Körber-Stiftung, Hamburg 2017.
256 S., br., 18,- €.



Manfred Quiring:
„Putins russische Welt“. Wie der Kreml Europa spaltet.

Ch. Links Verlag, Berlin 2017. 262 S., br., 18,- €.

Wilnas literarische Welt

Unter den vielen Neuerscheinungen übersetzter litauischer Literatur spielen jiddische Texte eine Sonderrolle

Im jüdischen Osteuropa gab es keine Stadt, die es mit dem Zauber Wilnas aufnehmen konnte. Gewiss, Warschau war kosmopolitischer, Odessa witziger, St. Petersburg vornehmer, Berditschew spiritueller und die Exklave Berlin immer avantgardistischer, vor allem während der Weimarer Republik. Aber jüdischen Zauber, eine Mischung aus steinaltem Geist und junger Seele, gab es nur in Wilna, Vilnius oder Vilne, wie die Stadt bei den Juden hieß. „Vilne“, schrieb der jiddische Lyriker Moyshe Kulbak 1926 in einem der schönsten Gedichte über diese Stadt, „du bist a tilim oysegleygt in leym n ayzn / a tfile iz ayeder shteyn, a nign yede vant“ – du bist ein Psalter, ausgelegt in Lehm und Eisen / ein Gebet ist jeder Stein, eine Melodie ist jede Wand.

Das Wort „auslegen“ ist auch im Jiddischen mehrdeutig. Man kann Karten, Geld und einen Text auslegen. Damit spielt Kulbak in dem Gedicht. Er, der erst 1919 als Fünfundzwanzigjähriger nach Wilna kam, nimmt einerseits wahr, wie sehr die *hardware* der Stadt (Häuser, Straßenzüge, Synagogen, Friedhöfe) von der intellektuellen und spirituellen Geschichte der Juden geprägt wurde: von der Präsenz ihrer Rabbiner, Kantoren, Gelehrten, chassidischen Meister, Schriftsteller und Verlage. Und er nimmt gleichzeitig die Kehrseite wahr: das Erstarren des lebendigen Gedankenflusses in Papier und Stein. Wilna ist die steingewordene „Auslegung“ ihrer Geistesgeschichte, durch die reifizierte Menschen wie Opfer eines bösen Zaubers wandeln: „un dayne oyseyes valgren, blondzshen opgekrokhene: / yiden shtayfe, vi di heltser, vayber, vi di leblekh broyt“ – deine Letter wandern, irren blass umher: / stocksteife Juden, Frauen wie Laibe Brot.

Es ist eine zweischneidige Ode, die Kulbak 1926 in der New Yorker Zeitschrift „Tsukunft“ veröffentlichte. Sie gehört heute zu den wichtigsten Texten der avantgardistischen jiddischen Literatur über den Umgang mit der Last der jüdischen Tradition. Leider fehlt sie in dem neuen Buch über Wilna, dessen Untertitel die heutige Hinterlassenschaft der Stadt gut erfasst: „Eine jüdische Topografie zwischen Mythos und Moderne“. Von Hinterlassenschaft muss man sprechen, denn von den vierzigtausend Juden Wilnas, die am 6. September 1941 in zwei Gettos getrieben wurden, überlebten nur einige hundert. Wie das vor sich ging, wird von Christoph Dieckmanns Aufsatz des Bandes, „Die Zerstörung des Gettos in Vilnius im September 1943“, aus der Perspektive der deutschen Besatzer mit illusionsvernichtender Klarheit beschrieben. Auch sieben Jahrzehnte später löst die kaltblütige Brutalität der vieltausendfachen, hautnahen Morde, eine Betroffenheit aus, aus der heraus sich auch diese Aufsatzsammlung erklärt. Sie versammelt Vorträge deutscher und litauischer Historiker und Literaturwissenschaftler, die versuchen zu erfassen, was heute vom jüdischen Wilna noch erfahbar ist. Das ist eben im Wesentlichen die *hardware*: die Steine und die ohne Leser versteinten Bücher.

Es überrascht nicht, dass die lebendigsten Aufsätze von drei Autoren stammen, deren Kenntnisse der jiddischen Sprache die Steine zum Sprechen bringen: Gudrun Schroeder legt uns die Tagebücher vor, die im Getto entstanden. Sandra Studer führt in die Werke von Chaim Grade und Abraham Karpinovitch ein, zwei jiddische Erzähler, die nach dem Krieg unterschiedliche Vilner Milieus in ihrer Prosa rekonstruierten. Von Chaim Grade, der zu den besten jiddischen Erzählern gehört, gibt es noch nichts auf Deutsch. Besser erging es dem Dichter und Widerstandskämpfer Abraham Sutzkever. Er wird von seinem litauischen Übersetzer Mindaugas Kvietkauskas vorgestellt. Sutzkever, der als Häftling bei der Plünderung der bedeutenden Strashun-Bibliothek eingesetzt wurde, versteckte wichtige Bücher und Dokumente im Getto, floh kurz

vor dessen Liquidierung durch die Kanalisation, kämpfte mit den Partisanen, wurde 1944 aufgrund seines Gedichts „Kol Nidre“ von den Sowjets aus den Sümpfen geholt und nach Moskau geflogen, trat 1946 im Nürnberger Prozess als Zeuge für die Vernichtung der Juden Wilnas auf und starb 2010 in Jerusalem. Seine Gedichte und sein Tagebuch „Wilner Getto 1941–1944“ liegen auch auf Deutsch vor.

Schicht um Schicht legen die Aufsätze das vergangene jüdische Leben in Wilna frei. Was nach dem Krieg verblieb, beschrieb Grigori Kanowitsch/Kanovich (vorgestellt von Ruth Leiserowitz) in seinem Roman „Park der Juden“, der 1997 in russischer Sprache in New York erschien und noch nicht übersetzt wurde. Dafür ist sein ebenfalls auf Russisch geschriebener etwas schnulziger Shtetl-Untergangsroman „Mestetschkowni romants“ (Shtetl-Romanze) über die zwanziger und dreißiger Jahre im jüdischen Litauen seit 2015 unter dem Titel „Kaddisch für mein Shtetl“ auf Deutsch greifbar. Realistischer ist sein Roman „Die Freuden des Teufels“ über die Auswirkung von Gewalt in einem Städtchen, der in diesen Tagen bei Corso erscheint, erstklassig übersetzt von Franziska Zwerg. Kanovich, der 1929 in der Nähe von Kaunas geboren wurde, gehört zu den wenigen Überlebenden, die gerade noch, um ein Bild Kafkas zu bemühen, einen Zipfel des davonfliegenden Vilner Gebetsmantels erhascht haben.



Moyshe Kulbak: „Montag“.
Ein kleiner Roman.

Aus dem Jiddischen von Sophie Lichtenstein.
Edition Fotopata, Berlin 2017. 120 S., br., 12,80 €.



„Vilne – Wilna – Wilno – Vilnius“. Eine jüdische Topografie zwischen Mythos und Moderne.
Hrsg. von Elke-Vera Kotowski und Julius H. Schoeps. Verlag Hentrich und Hentrich, Berlin 2017. 202 S., Abb., br., 22,- €.

Wer in Vilnes literarische Hochkultur einstiegen will, sollte sich an Moyshe Kulbak halten, dessen Kurzroman „Montag“ (1926) in der präzisen Übersetzung von Sophie Lichtenstein vorliegt. Kulbak ist einer der subtilsten jiddischen Lyriker der Moderne. Er verbrachte die Jahre 1920 bis 1923 in bitterster Armut in Berlin, weil er Goethe, Schiller, die Romantiker, Schopenhauer und Nietzsche lesen wollte. Drei seiner Gedichtbände erschienen in dieser Zeit in Wilna, Warschau und Berlin. Ein Jahr nach seiner Rückkehr nach Wilna publizierte er seinen visionären Prosatext „Der Messias vom Stamme Efraim“ (1924), dessen Themen Kulbak in „Montag“ wieder aufnimmt.

Darin geht es um den in seiner Dachkammer auf Erlösungswege sinnenden Kabbalisten Mordkhe Markus. Die Stadt ist in Aufruhr, die Bürgerkrieg vorbei. Die Rote Armee ist eingezogen, die Bolschewisten errichten ihre Herrschaft. Doch Mordkhe hat andere, jüdische Ideen, wie die Armen zu erlösen seien. Er wird verhaftet, an die Wand gestellt, doch von der Kugel nur verletzt, so dass ihm noch Zeit bleibt, das Widui (Bekenntnis) zu sprechen. Dieses „Glück“ hatte Kulbak nicht. Er zog 1929 nach Minks, schrieb dort die große Satire „Die Selmenianer“, wurde 1937 verhaftet und exekutiert. Uns bleiben seine Werke. „Ich bin die Stadt“, schrieb er 1926, „die tausend schmalen Tore in die Welt / die schwarze Flamme . . . , die im schneidenden Auge der Litwaken in der Fremde glüht, / . . . ich bin die Stadt.“ Zwei sehr gute Bücher, die Versteinerung lösen. SUSANNE KLINGENSTEIN

Eine Expertin unterschiedener weiblicher Raumnahme

Im Namen des Bruders unter berühmten Männern wandelnd: Kerstin Decker legt eine bemerkenswerte Biographie der Elisabeth Förster-Nietzsche vor

In der privaten Zoologie der Familie Nietzsche kommt der Person, die Kerstin Decker im vorliegenden Buch schlicht als „Die Schwester“ bezeichnet, die Rolle des Lamas zu. Seit der Kindheit vergleicht Friedrich Nietzsche die zwei Jahre nach ihm geborene Elisabeth mit einem Lastentier, das zeitgenössischer Naturkunde zufolge unbedingten Dienstwillen mit unbedingtem Eigensinn verband. Die Frau, die ihr Leben dem Dienst am Bruder verschrieb, die ihm zeitweilig den Haushalt führte und seine Krankenpflegerin war, besaß einen entschiedenen Durchsetzungswillen. Der Leitspruch ihres Lebens lautet: „Fritz hat es gesagt“, doch sollte sie sich bis zu ihrem Lebensende das Recht vorbehalten, darüber zu bestimmen, was Fritz gesagt hat.

In stringenten biographischen Schritten entwickelt Kerstin Deckers Biographie über Elisabeth Förster-Nietzsche, wie aus der schwesterlichen Servicekraft allmählich eine kulturelle Großmacht der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts wurde. Fassungslos verfolgte noch Nietzsche selbst den Siegeszug seiner Schwester, bevor er die Herrschaft über sein Werk an sie abgeben musste:

„Aber das Lama! Wie es über die Welt triumphiert, unter berühmten Tieren wandelnd!“ Expansionsbedürfnisse prägen die Aktivitäten Elisabeths von Jugend an. Sie zeigen sich bereits in der Klage der Mutter darüber, dass die Tochter in alles „hineinsprach“. Sie werden zu rabiaten Besitzansprüchen, als Lou Andreas-Salomé im Leben Nietzsches auftaucht und als das wahre „Geschwistergehirn“ der Schwester Konkurrenz macht. Sie stehen im Hintergrund der kurzen Ehe mit dem Antisemiten Bernhard Förster, der in Paraguay die Kolonie Nueva Germania gründete, um das deutsche Wesen in einer von allen zivilisatorischen Verunreinigungen gesäuberten Form in die neue Welt zu tragen. Expansionsbedürfnisse prägen auch ihre Arbeit als Archivleiterin und Herausgeberin der nachgelassenen Schriften ihres Bruders, wie ihr Auftreten gegen den Theologen Franz Overbeck und alle anderen, die das Genie des Bruders vor der



Elisabeth in jungen Jahren
Foto akg

philosophischen Ahnungslosigkeit der Schwester in Schutz nehmen wollten. Sie zeigen sich in ihren Bautätigkeiten, die sie als eine „Frau ohne Raum“ zu erkennen geben: Die Geschichte des Nietzsche-Archivs begann mit der Entfernung einer Wand im Naumburger Haus der Mutter und setzte sich in den Mauerdurchbrüchen in der Weimarer Villa fort. Sie bestimmen die Briefschreiberin, die ein weites Korrespondenznetz aufspannte und das Reich Nietzsches auch über die durch den Ersten Weltkrieg gerissenen Gräben hinweg internationalisierte. Ihr Expansionswillen verbindet sich dabei stets mit anderen zeitgenössischen Großmachtbestrebungen, der wilhelminischen, der kapitalistisch-ökonomischen, der deutschen, der italienisch-faschistischen und am Ende der nationalsozialistischen, die den Namen Nietzsches für sich jeweils vereinnahmten und deshalb die Schwester umwarben.

Kerstin Decker zeichnet jedoch nicht das Bild einer Parteigängerin mit einer eigenen radikalen Agenda, sondern ihre Nähe zur extremen politischen Rechten und zur antisemitischen Agitation bestritten werden kann, sondern das Bild einer Strategin, die den politischen Extremismus ihrer Zeit auszuweichen versuchte und durch die Veranstaltung von „diplomatischen Tees“ eigene archivbezogene Ziele verfolgte. Harry Graf Kessler oder der jüdische Bankier Ernest Thiel sind ihr dabei ebenso willkommen wie die Funktionselite der Nationalsozialisten.

Deckers Anliegen ist nicht die Rehabilitierung der sowohl politisch wie philologisch kompromittierten Person Förster-Nietzsche, sondern die vorsichtige Korrektur einer negativen Überzeichnung, die nicht zuletzt auf Nietzsche selbst zurückgeht. Gegen die Verurteilungen einer Philologie, die sich darauf berufen konnte, dass bereits Nietzsche seine weiblichen Anverwandten als „Canailen“ bezeichnet hatte, schildert sie die Bedingungen, unter denen Elisabeth Förster Nietzsche ihren Weg ging. Das Bild der Nachlassfälscherin wird mit nachvollziehbaren Argumenten in ein weniger grelles Licht gesetzt.

Wenngleich die Vorwürfe an die Briefe-fälscherin ungemildert fortbestehen, wird die Herausgeberin des „Willen zur Macht“ gegen die vom Herausgeber Karl Schlechta in den fünfziger Jahren erhobenen Anwürfe verteidigt. Anders als dieser behauptete, habe Elisabeth Förster-Nietzsche den Kompilationscharakter ihrer Ausgabe niemals verschleiert. Auch könne nicht bezweifelt werden, dass Nietzsche ein Hauptwerk dieses Titels geplant und diesen Plan seiner Schwester mitgeteilt habe. Nicht zuletzt müsse die schwierige Nachlasssituation berücksichtigt werden, die nicht nur die Schwester, sondern alle an der Aufarbeitung der Notizen beteiligten Herausgeber zu Eigenmächtigkeiten verführte.

Hier ist zu bedauern, dass Decker der schriftstellerischen Arbeit Förster-Nietzsches, die als Autorin einer Nietzsche-Biographie von deutschen Professoren für den Nobelpreis vorgeschlagen wurde, nicht mehr Aufmerksamkeit schenkt, zumal auch sie nicht ohne literarische Ambition verfährt, wenn sie in durchaus reizvoller Weise das Gleichgewicht zwischen genauem Quellenstudium und spekulativer Rekonstruktion zu halten versucht. Zwar mag man sich fragen, warum sich

Biographien über Frauen immer nur auf dem Weg der Hineinversetzung erschließen sollen. Ist eine solche Perspektive, auch wenn sie teilweise satirisch ausfällt, wirklich alternativlos? Mehr Distanznahme und Zusammenfassung hätten der Sache sicherlich gutgetan und nicht zuletzt auch den Gang der Erzählung beschleunigt, die sich auf sechshundert Seiten immer wieder in Richtung Echtzeit bewegt. Andererseits gefällt Deckers Zugang gerade durch ihre spielerische Nähe zu literarischen Vorbildern. Viele Sätze – und gerade solche, die von weiblicher Raumnahme in den Herrschaftsgebieten des männlichen Geistes handeln – könnten aus Canettis „Blendung“ oder Jelineks „Klavierspielerin“ stammen, gelegentlich sind sie nicht weniger witzig als diese. JULIANE VOGEL



Kerstin Decker:
„Die Schwester“. Das Leben der Elisabeth Förster-Nietzsche.

Berlin Verlag, Berlin 2016. 656 S., geb., 24,- €.